

Harald Wasser

Vom Weltbild der Rhetorik, vom Buchdruck und von der Erfindung des Subjekts

Ein medientheoretischer Essay
zum sozialen Wandel

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2012

Verstehen muss immer der andere.

Hinführung

War nicht vielleicht die Rhetorik auf dem richtigen Wege gewesen mit der Vermutung, dass es um Provokationen, um Denkanstöße, um Anregungen zur Prüfung unkonventioneller Annahmen, kurz: um Unwahrscheinlichkeit gehe?

N. Luhmann

So wie der Buchdruck den Schlüssel zur Neuzeit und zur Moderne darstellt, so bildet die *Rhetorik* den Schlüssel zu einem Verständnis der Antike und des Mittelalters. Aber erst die Beobachtung der Kollision von Rhetorik und Buchdruck und, nur wenig später, von Subjektphilosophie und Rhetorik lässt uns die Mechanismen jenes Wandels verstehen: des Untergangs der Rhetorik, des Aufkommens und Erstarkens der Subjektphilosophie und auch des damit einhergehenden sozialen Wandels, der uns zunächst vom Mittelalter in die Neuzeit und von da in Richtung Moderne führt.

Die Rhetorik hatte in der Antike wie im Mittelalter einen Stellenwert, der weit über das hinausging, was in den Kurzformeln ›Redekunst‹ oder ›Kunst der Überredung‹ je zum Ausdruck gelangen könnte – wiewohl sie sich selbst notorisch mit diesen Worten beschrieben hatte. Schon die Sophisten hatten mit Sokrates über die Angemessenheit ihrer Selbstbeschreibungen gestritten. Wir können heute eine Gleichsetzung von Redekunst und Rhetorik aber schon darum nicht mehr

als angemessen betrachten, weil die Rhetorik mehr als zweitausend Jahre lang das gesamte gesellschaftliche Leben maßgeblich bestimmt und die Kommunikation mit Formen versorgt hatte. Aus funktionalistischer Sicht kommen wir ihrer tatsächlichen Bedeutung darum ein gutes Stück näher, wenn wir sie statt als bloße ›Kunst der Überredung‹ als eine ›*Ordnungsform des Mündlichen*‹, mithin als eine ›*Ordnungsform des Sozialen*‹ charakterisieren. Das trifft schon darum zu, weil die Rhetorik bis ins späte Mittelalter nicht nur den Alltag prägte, sondern in einem kaum zu überschätzendem Maß auf alle ›gesellschaftlichen Großflächen‹ (Politik, Recht, Religion, Kunst, Pädagogik etc.) entschieden Einfluss nahm.

Dabei lässt sich das, auf was wir mit ›Ordnungsform‹ zielen, durchaus näher spezifizieren, denn wenn wir beobachten, dass die Rhetorik als eine auf Erfahrungen basierende, erlernbare, seinerzeit hochplausible, mithin *rationale Kommunikationsstrategie* auftrat, so kann das nichts anderes heißen, als dass sie in der Funktion eines ›Rationalitätsmodells‹ stand. Statt als bloße ›Anleitung zur gelungenen Rede‹ zu fungieren, fungierte die Rhetorik in der Antike wie im Mittelalter also als eine *Ordnungsform des Sozialen* und im engeren Sinne als ein *Rationalitätsmodell* – als *das* Rationalitätsmodell der Antike und des Mittelalters.

Eine aus funktionalistischer Sicht besonders gewinnbringende Art und Weise, sich einem Gegenstand zu nähern, besteht darin, sich die Frage zu stellen, welches Problem der untersuchte Gegenstand löst. Das Problem, dessen Lösung die Rhetorik darstellte, ist leicht ausgemacht, bestand es doch im ›Auffinden von Möglichkeiten zur Erhöhung der Wahrscheinlichkeit einer Produktion gesellschaftlicher Relevanz‹. Diese vielleicht etwas zu sybillinischen Worte zielen darauf, dass die Rhetorik nicht einfach die Aufgabe gehabt hatte, einen Sachverhalt möglichst ›schön‹, ›kunstvoll‹, ›überzeugend‹ oder ›verständlich‹ zu formulieren, sondern mehr als alles andere: *ihn innerhalb der Kommunikation relevant werden zu lassen. Ziel und Funktion der Rhetorik war es darum, Themen zu selegieren und sie innerhalb geeigneter kommunikativer Zusammenhänge erfolgreich zu platzieren.*¹ ›Wirkungsvolles Reden‹ (Stichwort: *ornate copioseque*) hieß zunächst und vor allem einmal zu erreichen, dass ein Thema überhaupt Eingang in die Kommunikation fand. Darum war die Rhetorik auch zu keiner Zeit auf Konsens hin angelegt worden, sondern ganz im Gegenteil auf *Widerspruch und Streit*. Widerspruch ist nicht nur weit wahrscheinlicher denn Konsens; vor allem ist er weit

¹ Eben darum ging es laut Cicero (*De oratore*) in der Rhetorik weniger um das ›Erlangen von Wissen‹, denn um ›Wirksamkeit in der Gesellschaft‹. (Vgl. Karl-Heinz Göttert, *Einführung in die Rhetorik*, München 1991, S.107.) Und eben darum galt selbst für Augustinus, für den die Wahrheit das Ziel abgab, dass der Redner dafür zu sorgen hatte, dass das Wahre »nicht nur klar dargelegt wird, sondern auch gefällt und Einfluß gewinnt [...].« (Karl-Heinz Göttert, *Einführung in die Rhetorik*, München 1991, S.138.)

mehr denn Konsens dazu angetan, Kommunikation zu erzeugen und für ›Anschluss‹ (›Fortsetzung‹) zu sorgen.²

In der Tat hatte die Rhetorik seit jeher darauf geachtet, dass in mehrfacher Hinsicht ›Rationalität‹ gewahrt wurde, sei es mittels Sicherstellung einer ›empirischen‹ Überprüfbarkeit und Korrigierbarkeit der von ihr gegebenen ›Empfehlungen‹, sei es mittels der Sicherstellung ihrer Erlernbarkeit. Darüber hinaus ging aber ihr Versuch, Rationalität mittels der Entwicklung gewisser ›Qualitätsstandards‹ gewährleisten zu können – Standards, die der ›Beliebigkeit der Meinungen‹ entgegenzuwirken hatten: *Mehr als 2000 Jahre konnte gelten, dass nur diejenige ›Meinung‹, die nach rhetorischem Muster ›vorgetragen‹ wurde, auch Aussicht auf Erfolg und Durchsetzung haben würde.* Als Alternative zur Rhetorik galt darum nur ›Macht‹. Wie ›Auftritt und Symbolik der Macht‹ zeigen, neigt Macht natürlich dazu, Rhetorik zu koppeln. ›Macht‹ kann nicht allein in ihrer ›Ausübung‹ bestehen. Vielmehr bedarf sie der Darstellung. Insofern ließ sich gegen Rhetorik nicht ohne Rhetorik angehen.

Aus dieser Sicht war die Rhetorik bis ins Spätmittelalter hinein also nicht einfach eine ›Redekunst‹, sondern so etwas wie der *Ausfluss eines von Mündlichkeit geprägten Weltbilds*.³ In ihr hatte sich das ganz und gar von Mündlichkeit bestimmte Denken der Epochen niedergeschlagen und eine Form gewonnen, die nun umgekehrt auf alles Weltbildhafte zurückwirkte. Weil aber die *Rhetorik* die Oralität ihrer Zeit verinnerlicht und darum ganz und gar auf sie hin ausgerichtet gewesen war, musste der Buchdruck ihr ein Ende setzen. Kaum aber war der Buchdruck geboren, da trat ihr etwas völlig Neues entgegen, etwas, das getrieben vom Buchdruck entstanden war, weltbildhafte Züge aufwies und nur wenig später unter dem

2 Dissens regt zum Widersprechen an. Konsens weckt dagegen nur begrenzt Interesse an weiterer Kommunikation: Man nickt – und das Thema ist abgehakt. Im Allgemeinen vermag Konsens nur mittels Dissens die Kommunikation anzuregen, etwa, wenn ›Beschlüsse‹ hinzukommen, die erneut Dissens wahrscheinlich werden lassen. Siehe zum Problem der Herstellung ›sozialer Aufmerksamkeit‹ Niklas Luhmann, *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?*, Opladen 1986.

3 ›Weltbild‹ meint hier wie im Folgenden nicht die ›lebensweltlichen Vorstellungen eines Subjekts‹ – wiewohl ›lebensweltlich‹ im Sinn ›unreflektiert greifender Mechanismen und Muster‹ unserem Begriff durchaus entgegenkommt. Der Begriff ›Weltbild‹ zielt darum in der vorliegenden Untersuchung auf so etwas wie ›Folien‹, ›Muster‹ oder ›Schemata‹, mithin auf relativ starre, nichtsdestotrotz aber evolutivem Wandel unterworfenen Programme, die das Erleben und die Kommunikation basal ordnen. Programme dieser Art laufen überwiegend unkontrolliert ab, und sie wirken vor allem *prämissiv*, was zweierlei Bedeutung hat: Zum einen wirken sie als Prämissen, insofern sie alles Erleben und Kommunizieren ordnen. Zum anderen geben sie, weil sie als Prämissen fungieren, vor, was über sie hinaus jeweils plausibel zu wirken vermag und was nicht. Es ist darum beinahe unmöglich, ›aus ihrem Zirkel zu springen‹. Alle Reflexion bleibt nahezu unausweichlich in ihrem Spinnennetz gefangen. Hingegen vermag medialer Wandel, sofern er gravierend genannt werden kann, prämissive Strukturen aufzubrechen und neu festzulegen. Entsprechend geschieht dies immer unkontrolliert und gegen alle Reflexion blockiert. Allein ausreichender Abstand (Epochenwandel) vermag einen schmalen Spalt zur Einsichtnahme freizulegen: Hegels Eule der Minerva lässt grüßen.

Titel ›Philosophie des Subjekts‹ zu Ansehen und einer geradezu unerhörten Wirkung gelangen sollte. Diese *Subjektphilosophie* stand ganz und gar im Zeichen des Buchdrucks, mithin: im Zeichen der *Schriftlichkeit*. Immerhin lassen unsere Schilderungen hier bereits erahnen, wieso es (wenn auch schleichend) ca. 300 später Jahre endgültig zum *Untergang der Rhetorik* kommen musste.

Zu diesem Zweck werden wir ungewöhnliche Interpretationen geben und diese mit ebenso ungewohnten Annahmen verbinden müssen. Das Folgende kann darum nicht davon berichten, wie es wirklich war. Den Leser erwartet vielmehr nur ›eine weitere Version‹.

Von der Erfindung der alphabetischen Schrift

Der Text machte keine Mitteilung.
Bestenfalls half er dem Gedächtnis auf.

Auf Ebene des Erkennens bzw. der wissenschaftlichen Kommunikation war der Rhetorik schon sehr früh die Philosophie in den Weg getreten. Nicht zufällig hatten sich beide, Rhetorik und Philosophie, mit dem Aufkommen der alphabetischen Schrift aneinander ausdifferenziert.⁴

Die Abhängigkeit der Rhetorik von der alphabetischen Schrift ist leicht zu sehen. Einen Hinweis darauf erhalten wir bereits, wenn wir die Entstehung der Rhetorik (im engeren Sinne) um das 5. Jahrhundert herum (Korax, Teisias) ansetzen, also zu einer Zeit, in der das Alphabet bereits eine gewisse Normalität erfahren hatte.⁵ Die Eigenschaften der (alphabetischen) Schrift hatten aber weit mehr noch die Ausdifferenzierung ihrer schärfsten Konkurrentin, sprich, der *Philosophie* (im Sinne Platons) befördert. War es der alphabetischen Schrift gelungen, flüchtigen Lauten Bestand zu verleihen, so hatte diese Tatsache überaus anregend auf die Reflexion der *Differenz von Denken und Sprache* und in der Folge von *Denken und Sein* gewirkt sowie insgesamt auf eine Beschäftigung mit dem Aufbau und der Funktionsweise der Sprache (Wort, Laut, Schrift, Grammatik etc.).⁶ Hatte die Schrift dem Wort ›Bestand‹ (Dauer) gegeben, so evozierte sie dadurch das Verlangen, dergleichen auch ›im ganzen Sein‹ zu finden. War die Rhetorik für alles ›Flüchtige und nur Wahrscheinliche‹, sprich: für alles ›typisch Mündliche‹ zuständig, so machte sich die Philosophie daran, nach dem Muster

4 Zum Zusammenhang von Alphabetisierung, Rhetorik und Philosophie: Eric A. Havelock, *Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie*, Berlin 2007, S.19, 41f.

5 Zur Entstehungszeit der Rhetorik siehe Gert Ueding und Bernd Steinbrink, *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*, Stuttgart 1986, S.11.

6 Das Alphabet bestand aus antik-oraler Sicht nicht aus ›Buchstaben‹, sondern aus ›Lauten‹: Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.35.

des Schriftlichen nach dem ›Beständigem‹ zu suchen und darum dem Verb das Nomen vorzuziehen.

War ›Sprache‹ in der voralphabetischen Zeit des Mündlichen als etwas betrachtet worden, das unauflöslich ans ›Sprechen‹ geknüpft war, so schob sich nun zwischen ›Sprache und Sprechen‹ die Schrift, um die ursprüngliche *Einheit von Sprache und Sprechen* nunmehr in die *Einheit der Differenz von Rede und Schrift* aufzulösen. Die mit dem (Vokale einschließenden) Alphabet aufscheinende Möglichkeit des ›Visualisierens von Lauten‹, machte die alphabetische Schrift also nicht nur zu einem effizienten Speichermedium, das in ungeahnter Weise das Gedächtnis zu entlasten vermochte, sondern musste sich auch ganz unmittelbar auf die mit Rede und Sprache bislang verbunden gewesenen Leitsemantiken auswirken. Eben darauf hatten zugleich Rhetorik und Philosophie reagiert, allerdings auf je völlig unterschiedliche Art und Weise: Hatte die *Rhetorik* mit einem verstärkten Interesse an einer ›Bestimmung der Möglichkeiten und Grenzen mündlicher Kommunikation‹ reagiert, so nahm sich die *Philosophie* nun der ›Idee‹ an.⁷ *War die Rhetorik zu der Einsicht gelangt, dass ein Bestehen auf Wahrheit den kommunikativen Erfolg in aller Regel gefährden müsse, weshalb es Wahrheitsforderungen in Richtung auf Wahrscheinlichkeit umzulenken gelte, so kam die Philosophie zu dem Schluss, dass man umgekehrt um der Wahrheit willen Abstriche innerhalb der Kommunikation in Kauf nehmen müsse.* Sokrates war für diese Idee gestorben.

Die Möglichkeit, ›Äußerungen‹ per Schrift eine zuvor nicht gekannte Dauer zu verleihen, verstärkte die Tendenz, sich *das Sein* nicht mehr als einen Fluss vorzustellen, in den man nur einmal zu steigen vermochte, sondern als ein ›unvergängliches Sein‹, was dazu führte, dass die Philosophie sich zunehmend darauf festlegte, ihr Denkmuster und diesem folgend sogar ihr Sprachmuster nach diesem Vorbild zu formen. Havelock hat uns darauf aufmerksam gemacht, dass die Rede in Form eines Substantivs, das sich über ein ›sein‹ attributiv bestimmen ließ (›Teben ist voll Weihrauch‹) mehr und mehr die von der Flüchtigkeit des gesprochenen Wortes inspirierte ›orale Neigung‹ verdrängte, alles zu Erzählende in die Form eines ›Vorgangs‹ oder gar ›Tuns‹ zu packen (›Teben schwoll an vor Weihrauch‹). Hatte Hesiod sich noch davor gehütet, zu sagen, was Gerechtigkeit *ist* und es vorgezogen, darüber zu berichten, was die Gerechtigkeit ›gestattete‹ oder gar ›tat‹, so suchten schon Sokrates und Plato nach einer Bestimmung ihres ›unvergänglichen Wesens‹.⁸

7 Das hat eine schöne Parallele in der Neuzeit, in der die Philosophie sich erneut und diesmal mit weit größerem Erfolg auf die Seite des Geistes schlug und alle Erkenntnis zur Sache eines (Selbst)Bewusstseins (d.h. ›Subjekts‹) machte.

8 Zu diesen und anderen Beispielen siehe Eric A. Havelock, *Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie*, Berlin 2007, S.79-120.

Die (Nieder)Schrift ermöglichte aber noch etwas ganz anders, und zwar etwas, das wieder einmal für beide, für Rhetorik wie für Philosophie, von höchster Bedeutung war: Die (Nieder)Schrift erlaubte es, Modelle von nie gekannter Komplexität zu entwerfen und in Prosa(!) zu ›memorieren‹. Zudem erlaubte die Schrift die nahezu beliebige ›Strukturierung eines Stoffs‹, eben weil mit ihr weit weniger Rücksichten auf Memorierbarkeit vonnöten waren.⁹ Zumindest fürs Schriftliche galt nun, dass die vor allem dem Memorieren geschuldeten Sprachmuster (Rhythmus, Reim etc.) auf vielen Feldern ihre Funktion und (in der Folge) ihre hohe Bedeutung einbüßten. So kam es, dass nun beide, Rhetorik wie Philosophie, zu höchst eindrucksvollen, nur noch mühsam überschaubaren, schriftlich gefassten ›Gebäuden‹ anwuchsen: Wer den Überblick wahren wollte, der hatte nun nachzuschlagen.

Weil sie Rücksichten auf Anforderungen seitens der Kommunikation nahm, war die Rhetorik zur Wahrheit auf Distanz gegangen, um sich an ihrer Statt mit *Wahrscheinlichkeit* zu begnügen. Das Problem war der Philosophie natürlich nicht entgangen und ebenso wenig die Notwendigkeit, ein gewisses Maß an Rücksichten zu nehmen. Niemand hatte das früher und deutlicher erkannt als der Platonschüler Aristoteles, der zu diesem Zweck ein recht eigenartiges Buch (als Unterrichtsnotiz) geschrieben hatte: Eine Rhetorik, die nicht als ein Lehrbuch, sondern als eine *Analyse der Rhetorik* angelegt war. Für Aristoteles und seine Schule ging es offenbar darum, *die epistemologischen Chancen und Grenzen der Rhetorik* näher zu bestimmen, um herauszufinden, wo die zur Anbindung an die Philosophie geeigneten Anknüpfungspunkte liegen könnten.¹⁰ Auf diese Weise kam Aristoteles zu dem Schluss, dass es ›Sinn‹ sozusagen doppelt gebe müsse: Auf »der Ebene der Wissenschaft (für Eingeweihte) und auf der Ebene der Rhetorik (für Ungebildete).«¹¹

9 Faktisch wurden aus zwei Gründen natürlich weiterhin einige Rücksichten genommen: Zum einen dienten viele Schriften dem *mündlichen* Unterricht als Lehrmaterial. Das erklärt auch so manche Eigenart der Schriften des Aristoteles (Lehrschriften/Pragmatien). Zum anderen galt für kaum etwas mehr als für die großen Rhetoriken, dass man sich den in ihnen dargestellten Stoff möglichst gut einprägen können sollte. Zur Lehre und Überlieferung der Philosophie im Altertum: Jørgen Mejer, *Überlieferung der Philosophie im Altertum*, Kopenhagen 2000, speziell die Seiten 17-28.

10 Für Aristoteles ist der ideale Redner ein Dialektiker. Wir können daran ersehen, dass er im Gegensatz zu seinem Lehrer Plato Dialektik und Rhetorik, wiewohl er sie funktional unterschied, systematisch nur ungern geschieden sehen mochte. Siehe Gert Ueding und Bernd Steinbrink, *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*, Stuttgart 1986, S.23.

11 Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.69.

Von der Erfindung des Buchdrucks

Wenn nicht mehr der Mund, die Stimme, der Atem,
so konnte es allein noch die ›lebendige Hand‹ des
Autors sein, die einen ›toten Text‹ zu ›beseelen‹ und
zum ›lebendigen Wort‹ werden zu lassen vermochte.
Die Maschine aber war leblos, unbeseelt, tumb.
Sie machte nur ›bestellte Kleckse‹.

Alles, was sich bis ins späte Mittelalter erfolgreich als ›Philosophie‹ präsentierte, zeigt sich seither bei näherem Hinsehen als zutiefst vom rhetorischen Denken durchzogen – auch oder gerade dort, wo das heftig bestritten wurde und wo man sich gegen Rhetorik verwahrte, ja, gegen sie wettete.¹²

Das änderte sich höchst auffälligerweise schlagartig mit dem Buchdruck. Eine sich von Rhetorik abwendende Philosophie erhielt plötzlich nie gekannten Aufwind, gewann gesamtgesellschaftlich rasant an Bedeutung, versuchte sich immer deutlicher abzusetzen, sich unabhängig zu geben, begann zunehmend selbstbewusster aufzutreten, sich in Disziplinen auszudifferenzieren. Zugleich mit diesem neuen Selbstbewusstsein, das sich durch einen immer unübersehbarer werdenden Zuspruch stärkte, stieg ihre Angriffslust. Als eine traditionelle Gegnerin, der man immer noch vorwarf, die Wahrheit den Leidenschaften wie den Vorurteilen zu opfern, musste die Rhetorik unvermeidlich zu einem zentralen Ziel ihrer Angriffe werden. Diese Angriffe wurden immer lautstarker und offener vorgetragen, auch wenn sich die Philosophie in diesen Angriffen (uneingestanden) durchgängig der Rhetorik bediente: *Niemand vermochte es, die Rhetorik anzugreifen, ohne sich ihrer dabei zu bedienen*: Die Rhetorik war so beherrschend, dass sie sich noch in ihrer Negation ins Recht setzte.

Das Druckwerk hatte völlig neue, ungeahnte Möglichkeiten des Memorierens, Tradierens und Kommunizierens eröffnet. Für die Rhetorik war daran aber schon die simple Tatsache fatal, *dass das Druckwerk keines Redners mehr bedurfte* – wiewohl man sich gerne das Gegenteil bewies, indem man sich selbst wie auch anderen eine Zeitlang noch gerne laut vorlas.¹³ Mit der Normalisierung des Buchdrucks und in der Folge des Schriftlichen wurde aber die fehlende Notwendigkeit eines solchen Sich-selbst-Vorlesens immer unübersehbarer. Und mit jener Funktion, die dem Redner innerhalb der Rhetorik zugekommen war, hatte ein solches ›Vorlesen‹ ohnehin schlichtweg nichts zu tun. Die mediale Verschachtelung von Buchdruck und Distribution ließ das Buch zu einem Verbreitungsmedium ersten Ranges ›aufsteigen‹, was die schwindende funktionale Bedeutung des mündlichen Vortrags wie die des Redners zusätzlich unterstrich. Hatte zuvor der Redner

¹² Selbst in der Brust des heiligen Augustinus schlugen zwei Herzen, wenn es um Rhetorik ging. (Vgl. hierzu u.a. weiter S.79.)

¹³ Näheres zu Tradition und Gründen des Sich-selbst-Vorlesens unten S.163f.

reisen müssen, so reiste nun das Buch. Mehr und mehr wurde bedeutsam, dass man keine ›Redner‹ las, sondern ›Autoren‹, Menschen, die Bücher um des reinen Lesens willen schrieben.¹⁴ Auch das kam der Tendenz zugute, fortan nur noch stumm und einsam vor sich hin zu lesen.

Und dennoch schien es für die Rhetorik einen sehr einfachen Ausweg aus der drohenden Misere zu geben – einen Ausweg, der erstaunlicherweise hier und da noch heute zu überzeugen scheint, wiewohl er der Rhetorik schon damals nicht mehr als einen ›illusorischen Aufschub‹ verschaffte. Dieser (letztlich also illusorische) Aufschub bestand in der Supposition, dass für den *Autor* hinsichtlich Rhetorik und Kommunikation letztlich dasselbe gelte wie für den *Redner*. Diese Unterstellung zeigt sich bereits in jenen nahezu eins zu eins gehaltenen Übernahmen rhetorischer Regeln ins ›Textliche‹, eine Tatsache, die vor allen Dingen im Umgang der Renaissance-Humanisten mit Schrift auffällt.¹⁵ Einfach vorauszusetzen, dass sich mit der Durchsetzung des Buchdrucks bzw. der Umstellung auf Schriftlichkeit nichts wirklich Bedeutsames ändern würde, hatte den unschätzbaren Vorteil, keinen Grund für die Befürchtung eines kommenden Untergangs der Rhetorik erkennen zu müssen: Die Kritik an ihr blieb die altbekannte, und auch ihre Bedeutung und Anwendbarkeit schien unberührt von all dem zu bleiben. Im Gegenteil sah sich der Humanismus in größerer Nähe zur ›rhetorischen Antike‹ denn zum (vorgeblich weniger rhetorischen) ›christlichen Mittelalter‹.

Über diese zwar naheliegende, nichtsdestotrotz aber trügerische Annahme war es schon in der Renaissance gerade mit Bezug auf die Rhetorik zu einer faden-scheinigen funktionalen Gleichsetzung von ›Autor und Redner‹ sowie ›Schrift und Rede‹ gekommen, wiewohl doch bei genauerem Hinsehen offen zutage lag, dass eine solche Gleichsetzung geradezu absurde Züge annehmen musste: Der Autor mochte eine ›Rede‹ schreiben. Aber indem er sie *schrieb* und jemand anders sie *las*, kam es weder zur *Rede* noch zu dem im Zentrum der Rhetorik stehenden *Auftritt eines Redners* (vor Publikum). Die *actio*, auf die hin doch alle Rhetoriken inhaltlich wie von ihrer Anlage her gezielt hatten, entfiel ersatzlos, so, als gehöre sie zu den Nebensächlichkeiten. So katastrophal das für die Rhetorik auch sein musste – man spielte es herab, tat so, als sei unerheblich, ob (vor)gelesen oder vorgetragen wurde.

Mechanismen dieser Art, die wir der Kategorie ›strukturfunktionale Latenz‹ zuordnen können, trugen ganz erheblich zur Verharmlosung des medialen Wandels wie seiner sozialen Folgen bei. Dergleichen zeigt sich in Beispielen wie etwa dem, dass ein Erasmus von Rotterdam schon recht kurz nach der Einführung des Buchdrucks in seinem ›Lob der Torheit‹ die *Rhetorik* ohne zu zögern als etwas

14 » [...] so trat der neuzeitliche [Redner, HW] in einem zunehmend literal gewordenen Umfeld an, das immer mehr die wesentlichen Bereiche von Kommunikation und Information beherrschte.« Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.236.

15 Karl-Heinz Göttert, *Einführung in die Rhetorik*, München 1991, S.146-151.

definiert, das uns dazu verhelfen solle, dass unsere *Werke* von möglichst vielen Menschen *gelesen* werden. Erasmus tauscht hier, so, als komme dem keine weitere Bedeutung zu, die Rede gegen die Schrift, das Hören gegen das Lesen aus.¹⁶ Diese Tendenz zur Gleichsetzung von mündlicher und schriftlicher Kommunikation ist uns bis heute nicht nur geblieben, sondern hat eine solche Selbstverständlichkeit erlangt, dass es uns meist völlig entgeht, wenn wir mündliche mit schriftlicher Kommunikation verwechseln oder gar gleichsetzen.¹⁷

Der »(Live)Auftritt des Redners« aber, die gleichzeitige Gegenwart von Publikum und Redner, die dabei wirksam werdenden *sinnlichen Aspekte* von Duktus, Mimik und Gestik, das Charisma des Redners, das Donnern, Grollen oder gar Schmeicheln seiner Stimme, seine *hörbare Süffisanz*, sein *hörbarer Zorn*, der mittels Gestik und Mimik dem Hörbaren *das Sichtbare* hinzufügt, seine augenzwinkernde Ironie sowie die bei all dem auftretenden *massenpsychologischen Aspekte*, die die Gegenwart eines Publikums zur unumgänglichen Voraussetzung haben¹⁸ – nichts davon behält seine Gültigkeit, wenn wir von schriftlicher Kommunikation sprechen. Entscheidend aber ist, dass gerade all das in den großen Rhetorikern im Mittelpunkt gestanden, breitesten Raum eingenommen hatte und darum mühsam eingeübt worden war. Nichts von all dem, was der *Redner* beherrschte und jederzeit auch spontan einzusetzen wusste, konnte vom *Autor* ausgeübt oder in Anspruch genommen werden, geschweige vom *einsam und stumm* in sich selbst und sein Buch versunkenen Leser, der außer seinen Augen alle anderen Sinne geradezu abzuschalten suchte, um sich desto besser aufs Geschriebene konzentrieren zu können. Lesen war Meditation, Rückzug aus der Welt, Rückzug aufs Ich, auf das (eigene) »lesende Bewusstsein«, vor dem die Buchstaben und Worte erschienen und wieder abtauchten, lautlos und allenfalls begleitet von einer Stimme, die die *innere* des Lesers selbst war. Dem Gelesenen fehlte die Kraft, der Ausdruck, die Anreicherung des Sinns, die die Rede mittels des synästhetischen Zusammenspiels der Sinne (des Hörers) zu erzeugen vermocht hatte. *Lesen mo-*

16 Erasmus von Rotterdam, *Das Lob der Torheit. Encomium moriae*, hg. von Anton J. Gail, Stuttgart 1977, S.327.

17 Ein Beispiel mag das vor Augen führen: So dreht der Rhetorik- und Oralitätsforscher Karl-Heinz Göttert in seiner Interpretation der soeben erläuterten Passage, in der Erasmus doch ganz unzweifelhaft von der »Schrift« und ihren »Lesern« spricht, reflektorisch alles wieder »aufs Mündliche« und spricht mit Bezug auf die Bemerkung des Erasmus umstandslos von »Zuhörern« statt von »Lesern«: Karl-Heinz Göttert, *Einführung in die Rhetorik*, München 1991, S.150.

18 Es sei auf jene von Freud untersuchten massenpsychologischen Effekte hingewiesen, die nur in der »Masse« auftreten und die zu völlig anderen Rezeptions- bzw. Kommunikationseffekten führen als das (einsam gelesene) Buch. Ähnliche Abweichungen gelten, wie McLuhan betont hatte, für Radio und Fernsehen wie (freilich in unterschiedlichen Ausprägungen) für jedes andere Massenmedium auch: Marshall McLuhan, *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, Basel 1995, Kapitel »Heiße Medien und kalte« (44-61). Zur Massenpsychologie siehe Sigmund Freud, *Massenpsychologie und Ich-Analyse*, in: A. Freud u.a. (Hg.), *Gesammelte Werke*, Bd.XIII, S.71-161. London 1940.

derierte den Leser. Wer lautlos(!) las, der verließ die ›sinnliche Welt‹, die ihn umgab und ging in sich.¹⁹

›Zuhören‹ war etwas höchst Sinnliches gewesen – ein vom Sehen, Riechen (und manchmal auch vom Schmecken und Tasten) begleitetes ›Hören‹ eben. ›Lesen‹ aber war streng genommen nicht einmal mehr ein ›Sehen‹, sondern letztlich nicht mehr als ein ›in den Text versunkenes Denken‹. Etwas rein Geistiges, völlig Unsinnliches jedenfalls. Weil das alles so sehr beeindruckte und gefangen nahm, musste sich mit dem Erfolg dieser Kommunikationsform, mit der man ›in sich ging‹, die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf eben dieses auf sich selbst zurückgezogene ›lesend-denkende Bewusstsein‹ verlagern. War ›der Redende‹ seitens der Rhetorik vor allem als eine gegenwärtige, räumlich-körperliche und darum höchst *sinnliche* Figur behandelt worden, so tendierte die neuzeitliche Kommunikation dank der rasch an Bedeutung gewinnenden Umstellung auf Schriftlichkeit selbst in jenen Fällen, in denen geredet (und nicht geschrieben bzw. gelesen) wurde, dazu, alle räumlich-körperlich-sinnlichen Aspekte des Redenden zugunsten einer Fokussierung seines Bewusstseins zurückzudrängen: Da man ›den Redenden‹ nicht als ›lesendes Bewusstsein‹ zu begreifen vermochte, mutierte er umstandslos zu einem ›geselligen Bewusstsein‹.²⁰ Als was auch immer man ›den Redenden‹ zu beschreiben vermochte – im Zentrum stand nun immerfort die vom Buchdruck getriggerte Fokussierung des *Bewusstseins*: War der Redner (wie der Autor!) nicht letztlich schlicht jemand, der ›aussprach‹, was er *dachte*? Sofern unsere kurze Skizze zutrifft, können wir ihr entnehmen, dass die ›Erfindung des Subjekts‹ offenbar aus eben dieser von der Druckkunst angetriebenen Aufmerksamkeitsverlagerung heraus geschah. Mehr und mehr interessierte an der ›Seele‹ nur noch dieses ›Bewusstsein‹, dieses ›seiner selbst gewisse Ich‹ (cogito), weil es lesend pausenlos sich selbst (und immer nur sich selbst!) erfuhr.²¹

19 Diese Tatsache (der ›Innerlichkeit des Lesens‹) hatte schon der mittelalterlichen Theologie am Lesen gefallen – und dennoch hatte man aussagekräftigerweise das laute (Vor)Lesen dem nach innen gekehrten, schweigsamen Lesen vorgezogen.

20 Das zeigte sich in großer Deutlichkeit nicht nur an den – gegenüber der Rhetorik mehr und mehr an Bedeutung gewinnenden – neuzeitlichen Beiträgen zur Konversationstheorie (höfische Literatur, Moralistik, Konversationsratgeberliteratur etc.), sondern ebenso an Transformationen der traditionellen Rednerfigur etwa in Form des ›honnête homme‹. Dieser hatte sich bereits so weit vom ›vir bonus‹ entfernt, ja, teilweise so sehr zu dessen Gegenstück verkehrt, dass Ähnlichkeiten den Anschein des Zufälligen in uns zu erwecken vermögen. (Wir werden darauf zurückkommen.)

21 Erst diese (medial ausgelöste) ›kommunikative Plattenverschiebung‹ ließ zu, dass das Bewusstsein in der Beobachtung seitens der Gesellschaft (mithin: der Kommunikation) jenen ›systemischen Charakter‹ gewann, der die von Luhmann beschriebene ›strukturelle Kopplung von Kommunikation und Bewusstsein‹ zuließ, durch die alle neuzeitlich-moderne Kommunikation gekennzeichnet ist. Beide Systeme haben sich insofern in der Tat historisch ›aneinander ausdifferenziert‹, wie Luhmann gerne betont hat. Wenn unsere Konstruktionen zutreffen, so hatte dieser Prozess allerdings sehr viel später eingesetzt, als üblicherweise angenommen wird. Luhmann hatte – offenbar weil seine Vermutungen in eine ähnliche Richtung gegangen waren – großes Interesse an ›medialen neuzeitlichen Verschiebungen‹ (höfische/moderne Liebe, stratifizierte

Wiewohl in den Rhetoriken die Vorbereitung der Rede (*inventio, dispositio, elocutio* und *memoria*) vier von fünf Teilen ausmachte, galt sie doch keineswegs als ›Rede‹ (*actio*), sondern: als deren bloße Vorbereitung. Wer sich damit begnügte, der war kein Redner, und eine Rede, die stumm (ab)gelesen wurde, galt keineswegs als Rede, sondern ganz treffend lediglich als ein Vorgang, in welchem die Redevorbereitung gelesen wurde. Laut Quintilian soll Demosthenes auf die Frage, welche Aufgabe bei der Redekunst am höchsten eingeschätzt werden müsse, geantwortet haben: die Rede. Und auf die Frage, was an zweiter Stelle komme: die Rede. Und auch an dritter Stelle soll er wieder die Rede genannt haben. Wie bereits betont: Erst die Rede macht die Rede zur Rede und den Redner zum Redner. Eine Rede kann man also weder (ab)drucken noch lesen. Und ein Redner ist nicht der, der reden könnte, sondern der, der redet.²²

Die Rede aber geschah ›live und in Echtzeit‹. Sie entstand ›im Reden‹, einem Reden, dem der Hörer *im Moment seiner Entstehung* an jenem Ort, an dem der Redner sich befand, zu eben jener Zeit, zu der der Redner redete, lauschte. *Produktion und Rezeption traten in strenger räumlich-zeitlicher Synchronisation auf.* Und weil eine Rede, der niemand lauschte, gar keine war, und weil umgekehrt ein Zuhörer, der keine Rede hörte, kein Zuhörer war, produzierte sich die Rede nicht einfach im Reden, sondern ›redend-zuhörend‹. Die Rede war darum weder etwas, was sich bereits in ihrer (vorbereitenden) Niederschrift finden ließ noch etwas, was ein Redner ›tat‹. Die Rede bedurfte der Stimme (Produktion) wie des Ohrs (Rezeption), des Redners wie des Hörers. *Die Rede war nicht ›das Reden‹. Sie war keine ›Handlung eines Redners‹. Sie war vielmehr dieses gleichzeitige Aktualisieren von Sinn in Redner und Hörer.* Sie war mithin die hinsichtlich Zeit und Ort synchronisierte ›Produktion der Einheit von Information, Mitteilung und Verstehen‹.²³

Dabei galt die Rede keineswegs als ein rein akustischer Vorgang. Im Gegenteil galt sie erst als vollständig, sofern sich auch das Auge (den Redner wie dessen Umfeld betrachtend) beteiligte.²⁴ Die Rede war erst vollkommene Rede im Sinne der Rhetorik, wenn sie verschiedene Sinne des Menschen *zugleich* ansprach. Aus diesen wie den zuvor geschilderten Gründen musste sich darum mit dem Aufkommen des Buchdrucks das mehr als zweitausend Jahre alte ›Spiel‹ zwischen Rhetorik und Philosophie umkehren: So chancenlos die Philosophie gegen die

versus funktional differenzierte Gesellschaft etc.) gezeigt und aus eben diesem Grund den Fokus seiner ›systemtheoretischen Soziologie‹ auf die ›moderne Gesellschaft‹ gelegt.

22 Vgl. Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.61ff. sowie ders., *Einführung in die Rhetorik*, München 1991, 73f.

23 Dabei verrechnete man ›die Positionen‹ getrennt: Hatte der Redner ›Informationen mitzuteilen‹, so fiel dem Hörer der Part des ›Verstehens‹ zu – eine freilich nur phänomenologisch zutreffende Aufteilung.

24 Das wird spätestens deutlich, wenn wir uns die enorme Bedeutung vor Augen führen, die die Rhetoriken Gestik und Mimik zukommen ließen.

Rhetorik gewesen war, so chancenlos war seit dem Auftreten des Buchdrucks die Rhetorik gegen die Philosophie – auch wenn es zu Anfang nicht so scheinen mochte und auch wenn es Jahrhunderte dauern sollte, bis dies endlich unübersehbar werden sollte, und auch, wenn es noch viel länger dauern sollte, bis dieser Prozess in seinem Zustandekommen für uns durchschaubar wurde.

Sprache und Sprachlosigkeit

Die Wahrheit hatte sich als Schönheit zu präsentieren und auf diese Weise ›begehrenswert‹ zu machen.

In aller Regel wird die Rhetorik zunächst und vor allem als eine ›mit Sprache befasste Kunst‹ definiert und verstanden. Auch damit werden wir brechen müssen, denn ein solches Verständnis hat zwar augenscheinlich vieles für sich und entspricht in Teilen sogar dem Selbstverständnis der Rhetorik. Schließlich legte schon der Titel ›Redekunst‹ dergleichen nahe und unbestritten spielt ›Sprache‹ innerhalb der Rhetorik eine herausragende Rolle. Dennoch greift ein solches Verständnis von Rhetorik zu kurz und führt darum, wenn es unkorrigiert bleibt, in die Irre.

Schon in ihrem alternativen Titel ›Kunst der Überredung‹ deutet sich etwas über Sprache Hinausführendes an: *Überreden lässt sich mit wie ohne Worte*. Das beweist laut geschichtlicher Überlieferung bereits der gekonnte Wimpernschlag einer schönen Frau.²⁵ Die ›Kunst der Verführung‹ – erotisch wie kulinarisch – bedarf nicht der Worte. Die *Kunst der Verführung* war immer schon Bestandteil der *Kunst der Überredung*.²⁶ Und diese Kunst wusste, dass Worte auch (zer)stören können. Darum wird ein Beobachter, wenn er die Rhetorik an Wort und Sprache festzumachen sucht, von Anfang an irregeleitet. Und darum werden wir im Folgenden versuchen, geradezu umgekehrt die auf Sprache bezogenen Teile der Rhetorik aus dem Blickwinkel einer weit darüber hinausgehenden, generellen, nicht auf Sprache und Wort reduzierbaren Überredungskunst zu verstehen: Die Rhetorik war wahrlich mehr ›Überredungs-‹ denn ›Redekunst‹.

Und weil das so war, war die Rhetorik (im Gegensatz zur Philosophie) auch bereit, aus ihrem Ansatz uneingeschränkt Nutzen zu ziehen. *Darum setzte sie weit mehr auf die Beeindruckung mittels des Sinnlichen, des Schönen, der Leidenschaften und der Triebe als auf eine Beeindruckung mittels der Vernunft*. Die philosophische Haltung, trotz des Wissens um die Beschränktheit der menschlichen

²⁵ Das weiß noch heute die Werbung.

²⁶ Es war gerade dieser Aspekt der Rhetorik, als ›Kunst der Verführung‹ auftreten zu können, der sie ›der Vernunft‹ suspekt erscheinen ließ. Vgl. hierzu *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hg. von W. Besch, G. Ungeheuer, H. Steger, H.E. Wiegand, A. Burkhardt, Berlin 2003, Bd.3, S.2596.

Vernunft sowie des Wissens um die (später von Freud bestätigte) Tatsache, dass diese Vernunft von den Leidenschaften getrieben wurde, auf Einsicht, Reflexion, Abstraktheit, Distanziertheit, Sachlichkeit und Nüchternheit zu setzen, musste ihr darum nicht nur riskant, sondern geradezu naiv erscheinen: *Wenn etwas wohlüberlegt sein wollte – dann war das das Setzen auf die Vernunft.*²⁷ Für die Rhetorik war »Sinn ohne Sinne [...] nicht ›denkbar‹.«²⁸ Die großen Rhetoriken hatten darum nichts so sehr empfohlen wie das *sinnliche Vor-Augen-Stellen*, aber auch den zweckgerechten Einsatz anderer ausdrücklich *nicht-sprachlicher Formen* (Duktus, Rhythmus, Mimik, Gestik etc.).²⁹ Umgekehrt wird also ein Schuh daraus: Das Vor-Augen-Stellen, das ja immer an die Sinne und Leidenschaften appellierte, hatte auch im Sprachlichen im Vordergrund zu stehen, einfach, weil der Appell an die Sinne und die Leidenschaften *immer* im Vordergrund zu stehen hatte. »Auf dass die Sprache uns ein Bild gebe!« – darin lag der Sinn der Metapher. Die Schönheit aber trug den Sieg davon.

In Gestik und Mimik fand Cicero ›quasi sermo corporis‹ (›gleichsam eine Sprache des Körpers‹)³⁰. In allem Sprachlichen hatte das Sprachliche darum immer und zunächst als ein *unmittelbar Sinnliches*, mithin als ein *Nichtsprachliches* aufzusehen, dem (wie etwa im Falle der Gestik und Mimik) ein *Zeichenhaft-Sprachliches* nur ›hinzugesetzt‹ wurde oder das (wie im Falle des Rhythmus, der Stimme etc.) von etwas Sprachlichem lediglich *überformt* wurde.³¹ Eben darum liebte man die Metapher, verkörperte sie doch die Verbindung eines höchst sinnlichen Bildes mit dem Wort. Nicht nur inhaltlich, sondern bereits von ihrer Form her suchte die Metapher mittels der Kombination von Wort und Sinnlichkeit ›Schönheit‹ zu repräsentieren. Die Metapher als solche galt bereits als schön, als eine besonders schöne *Form* der Präsentation, ganz unabhängig von ihrem jeweiligen Inhalt. ›Schönheit‹ (ornatus) galt der Rhetorik darum nicht als optionale Beigabe (›Schmuck‹), sondern als ›ideale Form‹ und zugleich als ›innerer

27 Und auch ein Aristoteles wird dem zustimmen, aber er wird Unterscheidungen (gebildet/ungebildet) einziehen. Mit Blick auf ›die Ungebildeten‹ kommt dann »Sinn nur in einer körperlicher Vermittlung infrage [...]«. Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.69.

28 So bringt Karl-Heinz Göttert diesen Sachverhalt auf den Punkt, in: *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.35. Die gravierende Veränderung (vor allem mit Bezug auf ›Erkenntnisgewinn‹), die wir in der Neuzeit ausmachen können und mit der ›Empirie‹ verbunden wird, war darum entgegen jedem Anschein mit Sicherheit nicht dadurch ausgezeichnet, dass man den Sinnen höhere Bedeutung zumaß. Im Gegenteil: Kein Modell hat der Sinnlichkeit jemals wieder eine solch hohe Bedeutung beigemessen wie die Rhetorik. Mit dem Buchdruck kam es zu einer neuartigen Behandlung des Sinnlichen, nicht aber zu seiner Betonung. (Wir behandeln diese wichtige Frage passim.)

29 »Die Rhetorik [...] fördert zusammen mit der Stimme besonders die Gestik.« Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.19.

30 Cicero, *De oratore* 3,222.

31 So interpretierte der ehemalige Rhetoriklehrer Augustinus in ›De magistro‹ die göttliche Offenbarung als etwas, das in Form »einer *sprachlosen* inneren Anschauung« abließ. Siehe hierzu Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.36 (Hervorh. HW).

Zweck«. ³² Nichts war ohne Form. Und darum galt: Wenn schon ›Form‹ – warum sich dann nicht für ›Schönheit‹ entscheiden?³³

Aus analogen Gründen nehmen in einigen der großen Rhetoriken Anweisungen zum *Vor- und Außersprachlichen* breitesten Raum ein, und so mancher Rhetor hatte seine Schüler viel Zeit mit der Einübung ihrer Gestik und Mimik verbringen lassen. Die ›rhetorische Rede‹ (im engeren Sinne des Wortes) galt keineswegs, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, als eine ›sprachliche Operation‹. *Vielmehr war die Rede stets ›Event‹, ›Aufführung‹, ›Inszenierung‹, mithin etwas, in dem den sprachlichen Ausführungen keineswegs das Hauptgewicht zukommen musste.*³⁴ Auch darum finden wir im Mittelalter Auftritte großer Redner (etwa Kirchenmänner), bei denen ›das einfache Volk‹ zuströmte und angespannt lauschte, wiewohl es kein Wort von der in Latein gehaltenen Rede verstand. Nicht etwa, dass der Redner naiv gewesen wäre oder aus ›Gründen der Geschäftsordnung‹ das Risiko eines Wirkungsverlustes in Kauf genommen hätte. Auch war er sich sicherlich dessen bewusst, dass sein ungebildetes Publikum dem Inhalt seiner Rede nicht würde folgen können. Vielmehr dürfte er sich in aller Regel für ein solches Vorgehen entschieden haben, *weil es ihm auf das sprachliche Verständnis ›der Dinge‹ gar nicht so sehr ankam.* Worauf es ankam, war die (nichtsprachliche) *sinnliche Wirkung* seiner Präsentation, seine Präsenz, seine Stimme, sein ›Charisma‹ – *mithin eine Wirkung, die mehr von den von ihm eingesetzten nichtsprachlichen Mitteln ausging, denn von seiner sprachlichen Mitteilung.*

Eric Havelock hat auf diesen rhetorischen, sprachlich-sprachlosen Wirkmechanismus des Mündlichen hingewiesen und ihn anhand eines persönlichen Erlebnisses eindrucksvoll veranschaulicht: Im Jahre 1939 waren in unmittelbarer Nähe seines Colleges auf einer Straße Lautsprecher aufgestellt worden, und aus diesen schallte den Studenten und Professoren nun eine für die meisten Anwesenden *völlig unverständliche* Rede Hitlers entgegen: »Die schrillen, heftigen, im Stakatto hervorgestoßenen Sätze brachen dröhnend, widerhallend, einander jagend in unablässiger Folge hervor, fluteten über uns hinweg, donnerten auf uns herab, ertränkten uns halb und zwangen uns doch, auf dem Fleck zu verharren und einer fremden Sprache zu lauschen, die uns irgendwie zugleich das Gefühl vermittelte, als verstünden wir, was da gesagt wurde. Die orale Faszination wurde über

³² Als eine Grundposition der Rhetorik nennt Göttert darum die Ansicht: »Wo ›sinnliche‹ Menschen anzusprechen sind, lässt sich Wirkung nur über die Sinne erzielen.« Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.237. Cicero hatte sich darum mehr Wirkung vom Nichtsprachlichen als von den gewählten Worten versprochen (und entsprechend unter seiner angeblich nicht gerade vollendet klingenden ›Redner-Stimme‹ gelitten).

³³ »Wenn Cicero vom ›Glanz‹ der Rede spricht, den der Schmuck bewirkt, so ist mitzuverstehen, daß dieser Glanz die Rede lichtvoll, ja, ›einleuchtend‹ macht.« Karl-Heinz Göttert, *Einführung in die Rhetorik*, München 1991, S.39.

³⁴ »Sprechen bedeutet ›Auftreten‹ [...].« Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.63.

tausende von Kilometern hinweg in Sekundenschnelle übermittelt [...]« – wie-wohl kaum jemand ein Wort von dem verstand, was dort gesprochen wurde.³⁵ Soweit Hitler dennoch nicht nur ›verstanden‹, sondern sogar als besonders be-drohlich *empfunden* wurde, war dies *keine Folge der Verwendung von Sprache*, sondern ausschließlich eine der *nichtsprachlichen*, ›rein sinnlichen Seite der Kommunikation‹.³⁶

Aus rhetorischer Sicht lassen sich darum Reden durchaus so aufbereiten, dass ihre *sprachliche Verstehbarkeit* kommunikativ nur noch eine untergeordnete bis gar keine Rolle mehr spielt. Im Extremfall machte es die jeweils gewählte Sprache dem Publikum gerade im Mittelalter unmöglich, im Sprachlichen zwischen Mit-teilung und Informationen zu unterscheiden und so zu einem sprachlichen Ver- stehen zu gelangen. Die rhetorische Faszination wie das Verstehen von Mittei- lungen speist sich in diesen Fällen unübersehbar aus ganz anderen Quellen denn aus sprachlichen. Nicht auch, sondern vor allem darauf hatte die Rhetorik den Redner hinzuweisen und vorzubereiten gewusst.

Erst die Reflexion auf diese *sinnliche, nicht-sprachliche Seite rhetorischer Kom- munication* eröffnet uns ein umfassendes Verständnis der Rhetorik, nicht nur in dem Sinne, dass wir daraus ableiten können, warum die bedeutendsten Rhetorik- en wie auch die namhaftesten Rhetoren dem Nichtsprachlichen so breiten Raum und so viel Gewicht gaben, sondern vor allem, weil sie uns einen deutli- chen Hinweis darauf gibt, dass sich mit Rhetorik so etwas wie ein ihr eigenes *Weltbild* verband, das sich auf weit mehr Gebiete denn nur auf sprachliche aus- zudehnen wusste. Neben der Musik und den bildenden Künsten etwa in der Architektur, die wir uns exemplarisch herausgreifen wollen: So gibt sich bei nä- herem Hinsehen das ›rhetorische Design‹ der öffentlichen römischen Bauten leicht zu erkennen. Es ist beinahe unübersehbar, dass ein Gebäude, das der Justi- tia gewidmet war, keineswegs nur der ›Unterbringung‹ (Schutz vor Wind und Wetter etc.) diene, sondern idealerweise in weit höherem Maße die Funktion eines höchst beeindruckenden, *nicht-sprachlichen, sinnlich-rhetorischen Wirk- mittels zu erfüllen hatte*: Offenbar sollte sich der Delinquent beim Durchschrei- ten ihrer hohen Portale und Säulenhallen möglichst klein, hilflos und: schuldig fühlen. Es ist kein Geheimnis, dass es sich mit der Architektur romanischer und gotischer Kathedralen analog verhielt.³⁷ Auch hier gelangten beinahe ausnahms- los nicht-sprachliche, dafür aber umso sinnlicher wirkende Konzepte zum Ein- satz, die unübersehbar vom Denken der Rhetorik geprägt waren. ›Nicht- sprachlich‹ bedeutet dabei keineswegs, dass auf Zeichen und Symbole verzichtet

35 Eric A. Havelock, *Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie*, Berlin 2007, S.23.

36 Eben darum konnte ein Hitler seinem Publikum beliebiger, ja, sogar die absurdesten Ideen ›verkaufen‹, z.B. einen ›totalen Krieg‹. Die Inhalte wurden zur Nebensache.

37 ›Das Gotteshaus war weniger Raum als Symbol [...].‹ Karl-Heinz Göttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.253.

worden wäre, verwies doch schon die Kathedrale als Ganzes auf das ›himmlische Jerusalem‹ (i.S. der ›Geheimen Offenbarung des Johannes‹). Darüber hinaus galt bis ins späte Mittelalter die natürliche wie die vom Menschen geschaffene Welt als voll von (göttlichen) Zeichen, voll von lauter nicht-sprachlichen (oftmals sogar ›verborgenen‹, ›geheimen‹) Zeichen, einer sprachlosen Form von Kommunikation, der eine weit höhere Bedeutung als der sprachlichen zugebilligt wurde, weit mehr jedenfalls als alles Sprachliche, das hier und da als ›Inschrift‹ hinzutrat.³⁸

Und während wir heute zu der (kunstgeschichtlich) ›aufgeklärten Meinung‹ neigen, dieser höchst sinnliche Eindruck, den die Kathedralen des Mittelalters den Vorstellungen der Rhetorik folgend ganz reflexionslos und unmittelbar zu erzeugen vermochten, lasse eine fachmännische Erläuterung notwendig erscheinen, da er von einem Durchschauen jener Zeichen und Symbole abhängt, gehörte es geradezu zum Grundverständnis der Rhetorik, dass die von ihr empfohlenen Mittel *ohne Erläuterungen, ohne ein darauf bezogenes (Spezial)Wissen, ohne ›viel Bildung‹, ohne eine auf sie gerichtete Reflexion ihre Wirkung zu entfalten vermochten*. Ja, mehr noch: Ein Wirkmittel, das zu seiner optimalen Entfaltung eines besonderen Wissens oder gar einer Erklärung bedurfte, galt als minderwertig, wenn nicht gar untauglich, ganz wie ein ›erklärter Witz‹. Das ›Durchschauen‹ rhetorischer Konstruktionen schuf Distanz und drohte einen Gutteil ihrer Wirkung zu neutralisieren.³⁹ Auch darum muss jede Reduktion der Rhetorik auf ›Redekunst‹ entschieden zu kurz greifen und eben darum trifft die Formel ›Kunst der Überredung‹ weit mehr ins Schwarze. Denn ›überreden‹ lässt sich auch ohne Worte.

Trügerische Eintracht

Descartes hatte Recht: Das Ich vermochte nicht an sich zu zweifeln. Aber ›alle anderen‹ vermochten dies sehr wohl. Einjedes Ich, so befand deshalb Hegel, bedürfe darum der ›Anerkennung durch den anderen‹.

War die Rhetorik aus einer Welt der Mündlichkeit hervorgegangen, die bereit schwache Verschriftlichung kannte,⁴⁰ so hatte die *Subjektphilosophie* ihre Stärke und Plausibilität durch den Buchdruck und die damit einhergehende Umstellung

38 »Der Prediger betritt eine Kanzel, die mit ihrer überwältigenden Architektur das Wort beinahe ersetzt.« Karl-Heinz Götttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.19. Ähnliches galt für die Anwendung des Rhetorischen in der Musik (ebd. S.45.) Auch Havelock hatte darauf hingewiesen, dass dem Chor weit mehr Bedeutung als dem Gesprochenen zukam: Eric A. Havelock, *Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie*, Berlin 2007, S.9ff. sowie S.95ff.

39 Ein Cicero setzte darum insgesamt auf »die nicht-›bedeutenden‹, ja die unbewußt wirkenden Zeichen.« Karl-Heinz Götttert, *Geschichte der Stimme*, München 1998, S.72.

40 ›Schwache Verschriftlichung‹ meint, dass Schrift beinahe ausnahmslos in der Funktion eines ›Speichermediums‹ bestand und kaum bis gar nicht in der eines ›Kommunikationsmediums‹. Siehe Gert Ueding und Bernd Steinbrink, *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*, Stuttgart 1986, S.11.

auf ›schriftliche Kommunikation‹ gewonnen und in der Folge damit begonnen, die grundsätzlichen weltbildhaften Prämissen, durch die alles Erleben und Kommunizieren bislang dominiert worden waren, erfolgreich zu unterlaufen und neu zu ordnen.⁴¹ Und ganz so, wie vor ihr die Rhetorik den Alltag, die Wissenschaft, die Politik, die Religion, die Kunst und das Recht dominiert hatte, so hatte die Subjektphilosophie im Laufe der Neuzeit mit der gleichen Selbstverständlichkeit damit begonnen, das bestehende Weltbild des Abendlandes durch ein neues zu ersetzen.

Die Neuzeit unterscheidet sich darum schon dadurch von der Antike wie vom Mittelalter, ja, auch von der Moderne, dass in ihr zugleich Rhetorik und Subjektphilosophie als zwei konkurrierende Modelle zur Verfügung standen, die sich bei aller Zwiſtigkeit über weite Strecken erstaunliche Mühe gaben, in – freilich täuschender – Eintracht aufzutreten. Das ging sogar so weit, dass man in der Figur des Redners die Präfiguration eines Subjekts sowie eine der Figur des Autors überaus nahestehende Figur von großem Individualismus meinte ausmachen zu können – eine Annahme, die bei näherer Betrachtung nicht in einem einzigen Punkt als zutreffend bezeichnet werden kann. Vielmehr stellt sie die Dinge geradezu auf den Kopf. Der tatsächliche ›Widerstreit‹ beider wurde zunächst weitestgehend ›hinter die Bühne geschoben‹. Indes verlor die Rhetorik in beinahe genau dem Maß an Bedeutung, in dem es der Subjektphilosophie gelang, an Bedeutung zu gewinnen. Es sollten jedoch noch Jahrhunderte vergehen, bis das offen zutage trat. Erst um 1800 herum verschwand die Rhetorik ›von der Bildfläche‹, versank in völliger Bedeutungslosigkeit, herabgekommen zu einem Stück ›billiger Literatur‹, endend in den Ratgeberecken der Buchhandlungen, zusammengestaucht zu übersimplifizierenden Wochenendkursen für Manager, die nicht einmal mehr deutlich werden lassen, das dass, was es dort zu lernen gibt, mit dem, was die Rhetorik bis ins späte Mittelalter zu leisten hatte und auch zu leisten vermochte, kaum noch Berührungspunkte hat.⁴²

Wenn wir heute ohne Umschweife anderen mitteilen, dass wir eine bestimmte Rede eines bestimmten Redners *kennen*, so meinen wir damit in aller Regel keineswegs, dass wir tatsächlich einem Redner bei seinem Vortrag *zugehört* und auch *gesehen* haben, sondern lediglich, dass wir den ›Text einer Rede‹ *gelesen* haben. Wir haben sie nicht gehört und sie wurde uns auch nicht kunstvoll, stimmlich, gestisch wie mimisch vorgetragen. Rede, Text – alles scheint uns einerlei, alles scheint letztlich ›Text‹ zu sein, in ›Text‹ aufzugehen. Gehört oder gelesen – eine scheinbar belanglose Unterscheidung, der wir keine nennenswerte

41 Zur Rolle der Alphabetisierung bei der Ausdifferenzierung von Rhetorik und Philosophie vgl. Eric A. Havelock, *Als die Muse schreiben lernte. Eine Medientheorie*, Berlin 2007, S.19, 41.

42 Vgl. zum ›Untergang der Rhetorik‹ Gert Ueding und Bernd Steinbrink, *Grundriß der Rhetorik. Geschichte, Technik, Methode*, Stuttgart 1986, S.154ff. sowie Karl-Heinz Göttert, *Einführung in die Rhetorik*, München 1991, S.7, 9, 177ff., 194ff.

Beachtung schenken. Wir machen uns darum in aller Regel nicht einmal die Mühe, semantisch oder pragmatisch zwischen mündlicher und schriftlicher Form zu unterscheidenden. Und ausgerechnet für die ›Fachwelt‹, die Sprachwissenschaften, scheint Sprache auf analytischer Ebene in ›Text‹ (Schriftform) aufzugehen.⁴³ So als gehe es in den Unterscheidungen Rede/Schrift, hören/lesen nur um völlig belanglose Fragen der ›Verpackung‹ *eines im Kern immer gleichen ›Textes‹*, eines Textes, dessen ›Information‹ von der jeweils gewählten ›Form‹ letztlich unberührt bleibe. Medien wie ›Rede‹ und ›Schrift‹ oder ›Buchdruck‹ sind aber keine Verpackung(smechanismen), sondern *Erzeuger von Formen*. Formen liegen nie berührungslos um gegebenen Sinn herum, sondern sind – und das wusste schon die Rhetorik und mit ihr der von ihr tief beeindruckte Aristoteles – *Realisatoren von Sinn*. Sinn und Information werden erst *in ihren Formen real*.⁴⁴

Der Buchdruck war darum, anders als man zunächst gedacht hatte, keineswegs nur ein ›harmloses Werkzeug‹, das dem Menschen das ›Kopieren von Schriften‹ erleichterte. Vielmehr war er ›Teufelswerk‹: kein bloßes ›Werkzeug‹, keine bloß ›nützliche Technologie‹, sondern ein *Medium*, mithin etwas in seinen Folgen Unberechenbares und vor allem etwas, das massiv Einfluss auf ›die Form der Kommunikation‹ nehmen und darum zu schwerwiegenden gesellschaftlichen Erschütterungen führen musste. Je deutlicher aber erkennbar wurde, dass der Buchdruck anders als zuvor geglaubt kein solch ›harmloses, nützliches Werkzeug‹ war und je mehr seine unbeherrschbaren, radikalen Auswirkungen greifbar wurden, desto stärker wurden die Zusammenhänge durch (mediale) Latenz gedeckt und invisibilisiert. Gerade weil die Vorstellung, der Buchdruck sei ein bloßes Werkzeug, den medialen Wandel mit einem Schleier der Latenz überzogen hatte,⁴⁵ stand nun der ›Redner‹ gegen den ›Autor‹ und der ›Hörer‹ gegen den ›Leser‹, mit der Folge, dass ein Medium der stummen, geräuschlosen Kommunikation ›das Rennen gewinnen‹ und anstelle der Rhetorik zum alle Kommunikation beherrschenden Paradigma werden konnte.

43 Von Havelock bis Derrida wurde immer wieder und mit Recht auf die Bedeutung der Tatsache hingewiesen, dass die Differenz beider seit langem gerade in den Wissenschaften nivelliert wurde und beide haben zugleich betont, dass Schriftlichkeit kommunikativ wie erlebensmäßig von einer oralen Semantik durchzogen ist: Der Autor ›sagt etwas‹, ›redet über etwas‹ und ›spricht zu uns‹ im Buch, wiewohl er doch schweigt und (anders als der Redner) nicht einmal anwesend ist: Eric A. Havelock, *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution*, Weinheim 1990, S.44ff. sowie Jacques Derrida, »Der Entzug der Metapher«, in: Volker Bohn (Hg.), *Romantik, Literatur und Philosophie. Internationale Beiträge zur Poetik*, Frankfurt a.M. 1987.

44 Manfred Günther Scholz, *Hören und Lesen: Studien zur primären Rezeption der Literatur im 12. und 13. Jahrhundert*, Wiesbaden, 1980.

45 Gerade diese Neigung, Medien letztlich als bloße ›Werkzeuge‹ zu verharmlosen, gehört zu jenen Mechanismen, die mediale Ereignisse mit Latenz versorgen. McLuhan hatte wiederholt darauf hingewiesen und vor dieser Neigung gewarnt. Marshall McLuhan, »Verliebt in seine Apparate. Narzißmus als Narkose«, in: *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, S.73-83.

Um die Tragweite dieses Schwenks erkennen zu können, sei hervorgehoben, dass eben dieses Medium, das wir ›Buchdruck‹ nennen, die Umstellung von *Anwesenheit auf Abwesenheit* im Gepäck führte: War die Rede immer ›multimediales Live-Event‹, mithin ein alle Sinne ansprechendes Ereignis gewesen, das die *gleichzeitige* (räumliche) Gegenwart von Redner und Hörer zur Voraussetzung hatte, so waren Schreiben und Lesen ›einsame und *innerliche* Geschäfte‹, die keinen gemeinsamen Ort und keine gemeinsame Zeit kannten: Der Autor schrieb, wann und wo immer er schrieb, und der Leser las, wann und wo immer er las – in jedem Fall aber erst, wenn der Autor seine Arbeit bereits getan hatte.⁴⁶

Medien und medialer Wandel

Man beschloss, sich des Irrationalen zu bedienen, um Rationalität herzustellen, und man nannte die Kunst, das zu tun: Rhetorik.

Innerhalb der Medientheorie findet sich bis heute kein einheitlicher Medienbegriff und auch nur hier und da eine wirklich trennscharfe Unterscheidung zwischen ›Medium‹ und ›Technik‹.⁴⁷ Um mit einer präzisen Definition des Medienbegriffs aufwarten zu können, die zugleich eine klare Trennung von Medium und Technik vorsieht, werden wir hier eine Fassung des Medienbegriffs einführen, die Medien als *Dislokatoren von Wahrscheinlichkeiten* zu begreifen sucht: Dass neue Medien auftreten, ist immer unwahrscheinlich. Und ebenso unwahrscheinlich ist das, was durch neue Medien jeweils möglich. Das bedeutet zugleich, dass Medien Medien ermöglichen: Medien sind es, die das Aufkommen neuer Medien ermöglichen. *Medien sind somit Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit.* Mit ihrem Auftreten kommt es zu ›Verschiebungen‹ innerhalb bestehender ›Wahrscheinlichkeitsfelder‹. *Von Dislokatoren können wir eben deshalb sprechen, weil Medien Wahrscheinlichkeiten dislozieren:* Die von ihnen ausgelösten Verlagerungen lassen Unwahrscheinliches wahrscheinlicher, Wahrscheinliches aber unwahrscheinli-

⁴⁶ Die im Gegensatz dazu zum Mündlichen unvermeidlich gehörende ›Synchronizität der Dinge‹ hatten wir oben S.20 beschrieben.

⁴⁷ Um ein solches Ziel zu erreichen, reicht die Unterscheidung von *Medium und Form* nicht aus, wiewohl Luhmanns sogenannte ›Heider-Medien‹ eine strikte Trennung von Medium und Technik intendieren. Insgesamt überwiegt bis heute innerhalb der Medientheorie die Verwirrungen stiftende Tendenz, Medien und Techniken miteinander zu identifizieren oder doch zumindest Techniken als einen speziellen Typus von Medien (›technischen Medien‹) zu begreifen. In der Folge werden Medien oftmals als ›Werkzeuge‹ begriffen, mit denen ›ein Nutzer‹ etwas ›tun‹ kann. Vgl. hierzu Sybille Krämer, »Das Medium als Spur und als Apparat«, in: *Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien*, Frankfurt a.M. 1998, S.73-94. Zum Gründungsverständnis des erst vom späten Luhmann vorgeschlagenen medientheoretischen Konzepts vgl. Dirk Baecker, *Probleme der Form*, Frankfurt a.M. 1993.

cher werden.⁴⁸ *Insofern können wir sagen, dass Medien Wahrscheinlichkeiten dislozieren, indem sie die Unwahrscheinlichkeit des durch sie Ermöglichten in ihre eigene Unwahrscheinlichkeit dislozieren.*

Ein Vorteil dieser Begriffsbestimmung liegt darin, dass in ihr bereits eine *phänomenologische* und *operationale Fassung* des Medienbegriffs enthalten ist. Während die operationale Fassung darauf zielt, dass Medien Wahrscheinlichkeiten dislozieren, besagt die phänomenologische, dass wir immer dann von einer *Beobachtung von Medien* sprechen können, *wenn Phänomene auf das hin beobachtet werden, durch das sie möglich wurden.* Phänomenologisch gesprochen haben wir es im Falle von Medien mit *der Beobachtung von Bedingungen der Möglichkeit* zu tun. Die Vermutung trifft zu, dass unser Medienbegriff damit in die Geschäfte der *Transzendentalphilosophie* tritt. Wir tun dies allerdings mit einer bedeutsamen Abweichung: Wir generalisieren die (Kantsche) Fragestellung, beschränken uns also nicht auf die ›Ermöglichung von Erkenntnis (seitens der Sinne und des Bewusstseins)‹, sondern dehnen unseren Begriff auf die *ermöglichenden Bedingungen beliebiger Prozesse und Gegenstände* sowie auf *jede Form von Beobachtung seitens beliebiger Beobachter* aus. Unser Beobachter muss also nicht zwangsläufig ein (Selbst)Bewusstsein sein.

Die gewünschte klare Trennung von Medien und Technik ergibt sich dann daraus, dass Medien aus unserem Blickwinkel im Gegensatz zu ›Techniken‹ nicht als etwas ›Nützliches‹, ›Zweckgerechtes‹ erscheinen, etwas, das ›ein Nutzer benutzen‹ kann, sondern als etwas, das völlig unabhängig von ›Nutzung und Intention‹ seine Wirkung entfaltet, einfach weil es etwas ermöglicht, das ohne sein Medium nicht möglich wäre. Beispielsweise wurde mit der Erfindung des Telefons Interaktion zwischen (räumlich) Abwesenden möglich. Schon die bloße Möglichkeit dazu hat die soziale Welt entschieden verändert und geprägt, insofern ›neue Möglichkeiten‹ in sozialen Prozessen regelmäßig in ›Motive‹ transformiert werden: Man könnte jetzt mit der räumlich entfernten Freundin telefonieren – also tut man es. Medien verlagern Wahrscheinlichkeiten, insofern sie Unwahrscheinliches wahrscheinlich(er), Wahrscheinliches aber unwahrscheinlich(er) werden lassen *und in eben diesem Prozess Erleben und Kommunikation mit Motiven versorgen.*⁴⁹

48 So ließ der Buchdruck die Produktion von Büchern zwar grundsätzlich weit wahrscheinlicher werden, die Produktion von Manuskripten (i.S. ›handgeschriebener Bücher‹) jedoch zunehmend unwahrscheinlicher.

49 Wenn ich anrufen kann, so wird *Interaktion unter Abwesenden* wahrscheinlicher, ›Hinlaufen und Klingeln‹ aber unwahrscheinlicher. Vgl. Niklas Luhmann, »Die Form der Schrift«, in: Ludwig Jäger und Bernd Switalla (Hg.), *Germanistik in der Mediengesellschaft*, München: Fink 1994, S.405-425).